

Von Büchern

Kurt Hübner, Glaube und Denken. Dimensionen der Wirklichkeit, Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2001, ISBN 3-16-147492-9, 625 S., € 39.–

Ein erstaunliches, selbstbewußtes und nötiges Buch, ein Buch, das wohl so nur noch ein Nichttheologe schreiben kann, freilich einer, der sehr umfassend in der Theologie bewandert ist!

„Es ist eine Grundthese des vorliegenden Buches, daß derjenige, der in einer Welt des Mythos oder der Wissenschaft lebt, sich ohne Widerspruch zum Glauben bekennen kann, wenn er auch diesem einen absolut höheren Rang als jenem einräumen wird“ (504). Verfasser hehelt in dem Buch nicht dem Zeitgeist hinterher, sondern legt überzeugend dar, daß das Christentum mehr und mehr „höchste Aktualität für sich beanspruchen kann“: „Die Voraussetzung dafür, christlich in die heutige Lebenswirklichkeit einzuwirken, besteht aber doch nicht darin, kurzatmig dem Zeitgeist nachzulaufen“ (XV).

Das Buch besteht aus zwei Teilen: I. Der Logos der Offenbarung als Essen vom Baum des Lebens (1-340), II. Der Logos der Metaphysik als Essen vom Baum der Erkenntnis (341-614). Im ersten Teil behandelt er in einem Marsch durch die Dogmatik Schöpfung, Erbsünde und Erlösung, Gnade, Trinität, Gottesgericht, Christliche Existentialität, Christliche Ethik, die Gnadenwirkung als Existential und christliche, existenziale Lebensgestimmtheit; im zweiten Teil marschiert er durch die Geschichte der Metaphysik als Wissenschaft von Gott von der Antike bis in die Gegenwart. Die Belesenheit und Sachkenntnis des Verfassers ist außerordentlich.

„Der Ausgangspunkt der Untersuchung ist ein philosophischer, genauer wissenschaftstheoretischer, und besteht in der kritischen Prüfung wissenschaftlichen Erkennens und Denkens“ (XI). Vf. betont, daß dabei verschiedene Formen des Erkennens erkennbar werden, im Rahmen des Mythischen einerseits und der Offenbarung andererseits. Doch sieht er beide nicht als Gegensätze, sondern als aufeinander bezogen. Beide besitzen ihre Legitimität, die durch die der Wissenschaft nicht in Frage gestellt werden kann. Die Wirklichkeit habe viele Dimensionen. Es sei ein verhängnisvoller Irrtum, daß diese heute auf die wissenschaftliche Dimension verengt worden sei. Offenbarung gehe nicht im Mythischen auf, sie sei nur insoweit mythisch, als Gott in ihr innerweltlich dem Menschen begegnet; sie sei nicht mythisch, soweit Gott der Welt gegenüber transzendent und also ein verborgener Gott sei. Hier hätte man gern genauer definiert bekommen, was Vf. unter Mythos versteht. Er wirft (zu Recht!) der Theologie vor, daß sie sich immer mehr von der Aufklärung hat aushöhlen lassen. Als man entdeckte, wieviel Mythisches die Offenbarung enthielt, wollte man dem mit einer Entmythologisierung begegnen. Damit raubte man ihr die Anschaulichkeit ebenso wie den substantiellen Gehalt. Das ist die eine Seite.

Die andere ist die, daß Hübner darlegt, daß metaphysisches Denken seinen Ursprung in der griechischen Philosophie hat und der Logos der Metaphysik zum Widersacher des Logos der Offenbarung wurde. Auch heute, wo die Philosophie sich weithin von den metaphysischen Systemen abgesetzt hat, hat dieser Logos der Metaphysik keineswegs ausgespielt. Ja, im Gegenteil, er feiert fröhliche Urständ.

Empirische Wissenschaft bezeichnet Vf. einleitend als „Weise der Welterklärung, wobei mit Erklärung die Rückführung wahrnehmbarer Phänomene auf Gesetze und Regeln gemeint ist“ (1). Im Mythos dagegen übernehmen numinose Eigennamen die Funktion von Allgemeinbegriffen. Gott ist „das Heilige, vor dem jede theoretische Fragwürdigkeit erlischt“. Glaube und Zweifel seien immer „untrennbar miteinander verbunden“. Den Logos der Metaphysik betreffe „die Beziehung des Seienden im Ganzen (Objekt) zum menschlichen Denken als Vernunft (Subjekt)“, im Logos des christlichen Glaubens „die Beziehung des Seienden auf Gott“ (9, 16).

Nachdem so wesentliche (nicht alle) Begriffe, die eine entscheidende Rolle im Buch spielen, geklärt sind, behandelt Vf. nun die wichtigsten Loci theologischer Dogmatik. Beim Kapitel über die Schöpfung fällt auf, wie eng er das Verhältnis zwischen Mythos und dem Schöpfer sieht. Man könnte überhaupt vom ersten Teil des Buches urteilen: Zurück zum Mythos! Dabei macht er deutlich, daß der Urknall „keine wissenschaftliche Tatsache“ ist, sondern „Gegenstand einer durchaus fragwürdigen Hypothese“ (47). Über die Evolutionstheorie urteilt er mit Manfred Eigen: „Wer heute behauptet, das Problem des Ursprungs des Lebens auf unserem Planeten sei gelöst, der sagt mehr, als er wissen kann“ (58).

Hübner deutet „den Mythos vom Baum der Erkenntnis“ so, daß „das Substantielle der Grundsünde als hybride Gottesferne“ das „Dasein zum Tode“ ist. Aus dieser Wurzel entspringt die aktuelle Sünde. Der Tod ist damit zugleich mit der Sünde gesetzt (67). Die „christliche Erlösungsidee entspricht der allgemeinen mythischen Struktur der Entsühnung“, doch beziehe sie sich nicht auf jeweils eine einzelne Schuld, „sondern auf die universale, sündhafte, nur von Gott selbst aufhebbare Grundverfassung der Menschheit“ (84). Daß damit die „vollendete und vollständige Wiederherstellung der Einheit von Gott und Welt zu verstehen sei“ (Apokatastasis), bleibt zu hinterfragen (88), denn das Jüngste Gericht kann dabei nicht ausgeblendet werden!

Zur „Gnade“ schreibt Hübner: „Wer vom christlichen Pneuma erfüllt ist, den hat Gott substantiell durchdrungen, den erfüllt er mit seiner Liebeskraft, seiner Sühnekraft und offenbart ihm die Heilsbotschaft, das Heilsereignis im Glauben. So wird er ein vom göttlichen Pneuma Erleuchteter“ (91). Hier erscheint der Begriff „substantiell“ doch deplaziert. Ist Pneuma eine Substanz? Von der Taufe heißt es, daß der Mensch durch sie „eine neue Kraft und in dieser Fähigkeit einen charakter indelebilis“ erhält (97). Das Abendmahl als „die VerSpeisung des Leibes und Blutes Christi (ist) die innigste Kommunion und Got-

tesnähe“, wobei – im Unterschied zum griechischen Opferverständnis – nicht einem Gott geopfert wird, sondern „er opfert sich auch selbst“. Hier wird die Gegenwart Jesu Christi wieder(ge)holt. Wenn in der Messe der Priester als sein Stellvertreter dies tut, so kann das keine Frau tun. Das habe mit Frauenfeindlichkeit nichts zu tun. Das Frauenpriestertum sei nur ein Zeichen dafür, „daß man wieder einmal ... die Konkretheit der Eucharistie als eine Sache von Fleisch und Blut einem abstrakten und bläßlichen Symbolismus aufopfern möchte“ (100-102). Zur Trinität heißt es, daß die Heilstat „mythisch als ein Einbruch der göttlichen Sphäre in die profane Zeitlichkeit zu verstehen und insofern ein geschichtliches Ereignis“ sei. Die der Trinität eigentümliche transzendente Seite liege dagegen ganz außerhalb der Sphäre des Mythos. Aber die mythische Zeit leuchte in die profane hinein (105f). Zum Weltgericht heißt es jetzt, „daß es nicht nur keine Sicherheit für die Erlösung, sondern auch keine für die Verdammnis gibt“ (111, aber 88). Zur christlichen Existentialität wird – auch im Hinblick auf die Engel – vom „Einbruch der Transzendenz in die Alltagswirklichkeit“ gesprochen (150). Die christliche Ethik wird durchaus von Luthers Zwei-Reiche-Lehre her entwickelt, doch spricht Vf. hier vom „ewigen Gesetz der Evangelien“ (ein zumindest ungewöhnlicher Ausdruck), das eine Lebenshaltung erfordert, „die einer alle Handlungen leitenden Grundgestimmtheit entspringt“ (173). An Hand zahlreicher Beispiele aus der Literatur (Werfel, Langgässer, Greene, Joyce) wird auf die Bedeutung des existentialen Glaubenszweifels hingewiesen. Vf. geht es immer neu um die „mythische Vereinigung mit Christus“ (195). Christliche Mystik sieht er in enger Verwandtschaft mit der griechisch-antiken, nicht der fernöstlichen. Hübner betont die Bedeutung christlicher (vor allem lutherischer) Musik für den Glauben (209-232), ähnliches für die christliche Kunst (232-257).

Schließlich wendet sich Vf. der Frage nach dem christlichen Verständnis von Freiheit zu. Verstehe man unter ihr die „absolute Selbstbestimmung des menschlichen Willens und Handelns, dann ist der Mensch, christlich gesehen, von Natur aus nicht frei“ (258). Die Würde des Menschen sei kein „absoluter Wert“, seine Würde liege darin, „Geschöpf Gottes“ zu sein (269). Dann kommt er auf das christliche Geschichtsverständnis zu sprechen und betont endlich, daß christliches Denken im Unterschied zum mythischen, das sich in Zyklen bewege, auf ein absolutes Ende hin bewegt. Für den Menschen bewege sich die Weltgeschichte als Heilsgeschichte in der profanen Zeit, für Gott sei sie ewige Gegenwart (281f). Ähnlich verhält es sich im christlichen Naturverständnis. Gottes Schöpfung werde auch in numinosen Botschaften erkennbar – in Übereinstimmung mit dem Mythos (289). Wunder sei ein „fundamentaler Teil des christlichen Glaubens“ und gehe aus von dem „Wunder aller Wunder: Gott ist Mensch geworden“ (306). Wenn man aber die Natur nicht mehr im Lichte des Mythos sieht, sondern als System rein mechanisch wirkender Naturgesetze, dann wird seine Durchbrechung (z. B. Auferstehung) für ausgeschlossen erklärt. Vf. betont dagegen das „Scheitern der naturwissenschaftlichen Kritik am

Wunder“ und will die mythische Naturzugewandtheit christlich rechtfertigen (310-319). Der christliche Naturmythos habe eine „konstitutive Bedeutung für die christliche Offenbarung“.

Ob das nun zutrifft, wird sicher zumindest unterschiedlich bewertet. Das hängt eben damit zusammen, was Hübner unter Mythos versteht. Er gebraucht den Begriff nicht eindeutig genug, so wie man es – umgekehrt – Tillich hinsichtlich seines Begriffs „Symbol“ vorwerfen muß. Ob eine Re-Mythisierung wirklich das Gebot der Stunde ist, wird man bezweifeln können, auch wenn man mit vielen Beobachtungen des Vf.s übereinstimmt bzw. sich von ihm mehr oder weniger unangenehme Wahrheiten sagen lassen muß. Es fällt in diesem ersten Teil des Buches ja auch auf, daß er nur zweimal den Namen Bultmann erwähnt – und an beiden Stellen (66, 118) zustimmend! Sicher ist die heutige Verkündigung häufig blutleer und langweilig, aber ob dem durch die Wiedergewinnung des Mythos abzuhelfen ist, bleibt fraglich. Wäre denn das der Offenbarung entsprechend? Das bleibt doch die Grundfrage! Und diese kann nur von der Heiligen Schrift selbst her beantwortet werden. Also nicht: Re-Mythisierung, sondern: Zurück zur Heiligen Schrift! Daß ihr mythische Sprache nicht fremd ist, das steht auf einem anderen Blatt.

In einem zweiten Teil durchstreift der Vf. die Geschichte der Metaphysik und sieht diese durchweg als ein „Essen vom Baum der Erkenntnis“ als *Beispiel par excellence* dessen an, was dem Menschen untersagt ist. Durch die Metaphysik versucht der Mensch „einen eigenen Weg zu Gott zu finden“ (347). Das gilt von Plato und Aristoteles ebenso wie von der Gnosis, Origenes und Plotin. Bei Origenes drängt sich „das metaphysische Denken vollständig vor das Offenbarungsdenken“ (367). Die Aussagen über das Mittelalter sind zu kurz (etwas über vier Seiten), um sachgemäß urteilen zu können. Dann wird Giordano Bruno ausführlich behandelt, bei dem sich (und nicht nur bei ihm!) Metaphysik und Magie miteinander verflochten haben. Descartes war von seiner absolut gewissen Erkenntnis der Wirklichkeit überzeugt. Da braucht man Gott letztlich nicht mehr. Ähnliches gilt von Bacon. Locke sieht „vermittelt des Substanzbegriffes Gott im Menschen jenseits aller wahrnehmbaren Erscheinung schaffend wirken“ (399). Hume habe mit seiner psychologischen Mythos- und Religionserklärung einen Irrweg eingeschlagen, der sich verhängnisvoll bis heute auswirke. Spinoza wollte „aus dem religiösen Glauben eine absolute Gewißheit“ machen und suchte zwingende Beweise, die aber keinesfalls vorliegen. Von ihm führt der Weg zu Goethe, der erstaunlich wohlwollend beurteilt wird, obwohl Vf. auch von ihm urteilt, daß er „in Wahrheit das Zentrum des christlichen Glaubens umgangen“ hat (436), doch könne der Christ in Goethes Religiosität eine „Brücke sehen, die ihn zu seinem Glauben hinführt“ (448). Auch Leibniz' Metaphysik (Gott als Zentralmonade) sieht Hübner als ebenso verfehlt an wie Kants Religionslehre innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Nach Kant vernimmt nur ein Teil der Menschheit die christliche Botschaft, „während die Religion der Vernunft notwendig in allen

Menschen und zu allen Zeiten beschlossen liege“ (474). Jeder Versuch, Gott vor der menschlichen Vernunft zu legitimieren, geschehe im Zustand der Sünde (478). Hegel wird vorgeworfen, daß seine „*Idee des notwendigen Sich-selbst-Denken Gottes die Wirklichkeit Gottes bereits einschließt*“ (487) und er die biblische Botschaft völlig umdeutet. Doch: „Die abendländische Idee der theologiké epistéme hat in seiner Metaphysik ihre reinste und höchste Ausprägung gefunden. Nirgends ist die ihr zugrunde liegende Hybris und Gottesferne klarer zu fassen, nirgends aber auch ihr unvermeidliches und tragisches Scheitern“ (492). Mit Schelling beginne etwas völlig Neues, für ihn steht die abendländische Metaphysik „vor der christlichen Offenbarung wie vor einer verschlossenen Pforte“ (493); letztlich kann auch er die göttliche Botschaft nur metaphysisch verstehen. Bis zu Schelling sei stets der Versuch unternommen worden, den christlichen Glauben dem Logos der Metaphysik zu unterwerfen (528). Diese Versuche seien alle gescheitert, jedesmal habe sich der Sündenfall wiederholt.

Doch damit schließt Hübner nicht sein Buch, sondern fügt drei Kapitel über die „Metaphysik der Gottlosigkeit“, „Der Zerfall der Metaphysik in der Moderne“ und „Moderner Pluralismus und seine Einheit in der Ordnung der Offenbarung oder der Zusammenhang zwischen dem Logos der Offenbarung und dem Logos der Metaphysik“ an (530-614). Radikal werden nun Mythos und Religion als ein *sacrificium intellectus* betrachtet. Bei Nietzsche werde der Glaube als Imperativ als das *Veto* gegen die Wissenschaft behauptet, *in praxi* als die Lüge um jeden Preis (533). Vf. wirft Nietzsche genau das vor, was dieser dem Christentum vorwirft, nämlich „eine Flucht aus der häßlichen Realität in ein wissenschaftlich durch nichts begründetes Absolutes“ (561). Bei Sartre tritt der Mensch endgültig an die Stelle Gottes, denn Gott existiert nicht nur nicht, sondern er trägt als Schöpfer für alles Verantwortung und ist total allein; er ist in der absoluten Gottesferne verzweifelt (575). Auch in der Gegenwart sieht Vf. alle Philosophie als Metaphysik, auch wenn sie selbst das vielfach leugnet (576). Die Gottesferne führt bis in die Ethik: „Menschenwürde und Hedonismus sind, wie schon Kant unwiderleglich gezeigt hat, nicht miteinander vereinbar“ (596). Vf. resümiert: „Dem Scheitern der Metaphysik als Wissenschaft von Gott ... folgte das Scheitern einer Metaphysik der Gottlosigkeit“ (605). Als Ontologie sieht er die Metaphysik nach wie vor als Grundlage „des philosophischen wie des heute alles beherrschenden, sich in der Sphäre der empirischen Wissenschaften bewegenden Denkens“ an. Demgegenüber stellt der Logos der Offenbarung, dessen theoretisches Recht unanfechtbar ist, eine wahrhaft vermittelte Einheit und Ordnung im heutigen Pluralismus und seiner Mannigfaltigkeit her“ (613f). Wo der Christ erkennt, daß alle Versuche metaphysischen Denkens ein (verbotenes) Essen vom Baum der Erkenntnis ist, kann er zu den Mysterien geführt werden, die vom Baum des Lebens zeugen. Dies damit verbundene Denken ist aber ein vom Glauben bestimmtes Denken, das seine Quelle in der Offenbarung hat. Sie führt zum Glauben – und der ist Gottesgeschenk.

Man wird fragen können, warum der Vf. nicht die beiden Teile seines Buches umgekehrt hat. Dann wäre wohl deutlicher geworden, daß auf die Sünde des Essens vom Baum der Erkenntnis allein die Gabe des Baumes des Lebens antworten kann. Freilich: Gen. 3, 22 spricht anders vom Baum des Lebens! Gott will nicht, daß wir auch noch nach ihm die Hand ausstrecken. Doch wiederum: Christus reicht uns die Gabe des Lebens.

Die so lange gepredigte und gebetsmühenhaft wiederholte Diskrepanz zwischen Naturwissenschaft/Philosophie und Religion bzw. Numinosem und Profanem wird hier aufgehoben. Ja, es wird deutlich, modernes naturwissenschaftliches Denken braucht religiöses Denken. Der Verlust des Glaubens hat dem Menschen unendlich geschadet. Der Glaube muß auch in die Kultur heimgeholt werden.

Wie schon mehrfach betont, kann die Lektüre des Buches den Leser seines Glaubens vergewissern, doch ist er gut beraten, das ungemein anregende und kluge Buch auch kritisch zu lesen.

Karl-Hermann Kandler

Das heilige Abendmahl. Unterrichtsmodell für den Konfirmandenunterricht, hg. im Auftrag und unter Mitwirkung der Kommission für Kirchliche Unterweisung der SELK von Hans Peter Mahlke, Gr. Oesingen 1997, ISBN 3-86147-213-9, € 2.10

Schon seit 5 Jahren liegt dieses Unterrichtsmodell vor, das den Anspruch erhebt „lutherisch“ zu sein, ja noch mehr, als Unterrichtsmaterial nicht nur Produkt eines Einzelnen, sondern der „Kommission“ einer ganzen Kirche ist. Nach dem Konzept des Unterrichtsmodells, das im Wesentlichen auf Hans Peter Mahlke zurückgeht, sind in diesem umfangreichen Werk Sachinformationen (gelbe Seiten), didaktische Überlegungen (grüne Seiten) und methodische Vorschläge (weiße Seiten) zu unterscheiden (S. 3-8). Die inhaltlich-didaktischen Entscheidungen fallen natürlich unter dem Gesichtspunkt „Sachinformationen“ (S. 9ff), Und das ist ja auch richtig so. Das heißt aber auch, daß sich dieser Entwurf an diesen Sachinformationen, nicht an den didaktischen Ausführungen messen lassen muß.

Doch gerade hier überrascht schon, wie – ganz entsprechend der neueren unionistischen Exegese, z.B. bei Jürgen Roloff – das Sakrament des Altars von vornherein in die „Tischgemeinschaft“ eingeordnet wird, die Jesus mit Sündern praktizierte (S. 9ff), auch wenn nebenbei ermahnt wird, daß das Abendmahl nicht nur unter diesem Gesichtspunkt gesehen werden dürfe (S. 9). Der Ansatz – der sich dann auch didaktisch niederschlägt – bleibt die Tischgemeinschaft auch als „Alltagserfahrung heute“ (S. 9). Aus soziologischen Überlegungen, dem „Gemeinschaftscharakter von Mahlzeit“ und dem Charakter des Abendmahls als Mahlzeit (S.10) ergeben sich entscheidende Weichenstellungen. Auch gegen römisch-katholische Entwürfe (S. 11) wird festgehalten, daß